

Nr. 137. **Bromberg, den 16. Juni** **1935**

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Abend saß das Sepherl in seiner Kammer, fing zu schreiben an, zerriß den Bogen und begann immer wieder von neuem.

„Lieber Xaver! I bin in München. Bin nur herkimma, um in deiner Nähen zu sein, weiß aber net, wie i's anstellen soll, dös i zu Dir darf. Kannst net raten, wie i's anstellen soll? I möcht Di so gar gern sehen und Dir sagen, wie lieb i Di hab und wie i Dir treu bin und i weiß net, i muß immer weinen, wann i an Di und den Jammer denk und — wüßt i nur, wie i Dir helfen kann!

Dein Sepherl."

Auch diese Worte gefielen ihr noch nicht recht, aber — sie nahm nun den Umschlag.

„An den Xaver Kernbacher aus Pontresina in der Strafanstalt München in der Ohlmühlengassen."

Jetzt erst fiel ihr ein, daß der Xaver doch wissen müßte, wo sie war, und sie schrieb auf die Rückseite ihren Absender: Josepha Collina, beim Herrn Regierungsrat Schwedler in der Schellingstraßen 43."

Als sie dann den Brief in den Kasten warf, hatte sie ein stark klopfendes Herz und ein Gefühl der Angst, als sei es wieder eine Dummheit gewesen. Was wußte sie denn, ob der Xaver überhaupt in dem Haus war und ob er Briefe erhalten durfte? Nun war sie voller Sorge, so oft der Postbote kam!

*

Endlich waren aus Chur die Akten gekommen, und der Untersuchungsrichter saß mit seinem Assessor über der Durchsicht.

„Teixi, das ist ane vertrackte Sachen! Ein Mörder ist er! Ganz sicher ein Mörder! Natürlich hat er den Infanger aus Rache, aus Eifersucht niedergeknallt, aber er leugnet! Er leugnet und — ausliefern dürfen wir nur, wann er wirklich ein Mörder oder Totschläger ist, aber net wegen der Gams. Freilassen können wir ihn a net, wann er's getan hat, und er hat's ja getan! Ist denn die Vernehmung der Mutter in Pontresina noch nicht erfolgt?"

Eine Ordonnanz trat ein. Der Herr Strafanstaltsinspektor schickt diesen Brief, der an den Untersuchungsgefangenen Xaver Kernbacher angekommen, zur Prüfung."

Es war Josephas Brief, den der Richter jetzt in der Hand hielt, und während er, um seine noch immer in Erregung über den plötzlichen Überfall nachzitternden Nerven zu beruhigen, eine Zigarette rauchte, las er zunächst den Absender: „Josepha Collina."

Der Assessor fiel ein: „Das ist doch das Madel auf der Alp, die erklärt haben soll, sie sei Kernbachers Braut, und bei der er vor seiner Verhaftung gelegen. Wir wollten sie vernehmen lassen, aber der Vater in Pontresina hat erklärt, sie sei in die Stadt verzogen, und er hätte selbst ihre Adresse nicht."

Jetzt lachte der Richter gemütlich. „Sehens, lieber Kollege, es kommt alles ans Licht der Sonnen! In München ist's! Beim Herrn Regierungsrat Schwedler in der Schellingstraßen. Wolln doch mal sehen, was sie schreibt."

Er las den Brief und war enttäuscht.

„Schadet nix, das Mädel laden wir vor. Sagen wir, in vier Tagen, eher hab i net Zeit. Mit dem Madel werden wir schon fertig! Ist seine Braut, hat ihn, wie in den Akten steht, sogar mit zu retten geholfen, war in der letzten Nacht bei ihm! Das Madel weiß Bescheid, das Madel werden wir uns langen! Nun aber — der Vormittag war gut angebracht! Ich denke, nun wird's net lang mehr dauern. Wär doch g'lacht, wann wir mit so an dalketen Burschen net fertig würden. Grüaß Gott, Herr Assessor!"

Mit dem Gefühl eines Mannes, der eine böse Sache geklärt hat, ging der Richter aus dem Zimmer und verließ das Gebäude.

*

Die Frau Rätin war mit Josepha zum Markt gegangen. Der Regierungsrat, den sein Ischias plagte, saß brummig daheim, als die Klingel gezogen wurde. Er humpelte an die Tür.

„Was ist?"

„Post! Eine Zustellung für die Josepha Collina, vom Gericht. Bitt schön, Herr Rat, Ihnen kann i's ja a geben."

Der Regierungsrat hielt das Papier in der Hand und starrte darauf

„Landgericht München. An die unverehelichte Josepha Collina, beim Herrn Regierungsrat a. D. Schwedler —."

Dem cholerischen alten Herrn stieg das Blut in die Wangen. Eben kam auch die Rätin mit der Josepha zurück.

„Kommens einmal her, Josepha!"

Schon an dem Ton der Stimme erkannte die Rätin, daß etwas geschehen war.

„Was hast denn? "

Auch die Josepha war hinter der Rätin in das Zimmer gekommen.

„Was ist? Ein Brief vom Gericht an die Josepha!"

Das Mädchen wurde dunkelrot, aber es war ein freudiger Schreck, denn sie glaubte nicht anders, als daß der Xaver geantwortet habe.

„Machens auf, dös wir wissen, was sie angestellt haben!"

Sie verstand nichts, was der Herr sagte, riß auf und fand ein gedrucktes, mit einigen Worten ausgefülltes Formular.

Der Rat hatte keine Geduld.

„Also —."

„ I versteh net —."

„Gebens her! Da haben wir es! Vorladung vor das Gericht! Hörst du, Vroni! Vors Gericht wird sie vorgeladen! Zeugenvernehmung! Einmal ist das Madel ausgegangen und schon Zeugenvorladung! Wahrscheinlich hat der Herr, dens belästigt hat, Anzeige erstattet. Wer weiß, was angestellt hat. — Hallo, da stehts ja. Zeugenvernehmung in Sachen Xaver Kernbacher. Heraus mit der Sprach, wer ist Xaver Kernbacher?"

Noch immer glaubte die Josepha nichts Schlimmes, dachte, es sei, damit sie den Xaver sehen dürfe.

„Wer ist Xaver Kernbacher?"

„Dös ist mein Verlobter."

„Hier in München hats schon einen Verlobten? An dem einen Sonntag, da hats gleich einen Verlobten gfunden?"

„Er ist doch aus Pontresina!"

„Und was ist mit der Vorladung?"

Ganz schüchtern sagte die Josepha:

„Er ist doch in der Anstalt."

„Im Gefängnis?"

„„Er hat nix Schlimmes getan. Nur a Gams geschossen."

„So dös wern ma gleich haben! Dös wär ja glacht! Da werd i amal zum Gericht fahren. I kenn ja die Herren! Möcht doch wissen, was für a Pflanzerl i in mein Haus hab."

Der Herr Rat hatte über der Aufregung sogar sein Ischias vergessen, nahm Mantel und Hut, spendierte sich eine Autodroschke, und während die Josepha erschreckt, das alles gar nicht verstehend, in ihrer Kammer saß — die Vorladung hatte der Rat mitgenommen und die Rätin sie aus der Küche geschickt — versuchte die alte Dame vergebens, für alles das eine Erklärung zu finden. Für dieses Alpmadel, das so rein und brav aussah und — das eine Vorladung vor Gericht bekam und einen Verlobten hatte, der in München in der Strafanstalt saß.

Es dauerte nicht allzulange, bis der Rat wieder zurückkam. Der Zorn ließ ihn die Treppe sogar wie ein Junger hinaufeilen, die Rätin erschrak, als sie sein rotes Gesicht sah.

„Josepha!"

Er ließ sich nicht einmal Zeit, den Mantel abzulegen, und erschreckt kam das Mädchen aus ihrer Kammer.

„Packens Ihre Sachen zsamm. In zehn Minuten müssens ausm Haus san!"

„Aber Wenzel."

„Da wirst staunen, Vroni! Weißt, was ist? An ausgrissener Totschläger, vielleicht sogar an Raubmörder ist der Schatz von deiner Perlen! Jetzt weiß i, in der Zeitung hats sogar gstanden."

Josepha stand mit flammenden Augen vor dem Rat, die Beschuldigung, die er ausgesprochen, ließ sie jede Scheu vergessen.

„Net wahr ists, und leiden tu i's a net, dös den Xaver an Mörder nennen. Sagens über mi, was wollen, aber den Xaver laß i net schimpfen."

„Mund haltens, Ihre Sachen packens, kommens — heute ist der fünfzehnte. Ein Monat Lohn, Kostgeld geb i Ihna a noch. Hätts vielleicht net nötig wegen der Lug, mit ders in mein Haus gekommen."

„I hab net logen."

„Aber einigschlichen, um bei dem sauberen Schatz z'sein."

„Auch net eingschlichen, die Frau Rat hat mi aufgfordert."

„Maul halten! Sachen packen! Hier ist das Geld, unterschreibens und dann aussi, oder i mach Ihnen Beine!"

Josepha war aus dem Hause getreten, hatte sich abgewandt, als sie an der Portierloge vorüberkam, denn sie sah, daß die neugierige Frau ihren Kopf aus dem Fenster hinausstreckte. Natürlich war so manches von der Polizei — damals am frühen Morgen — und jetzt von dem eiligen Fortgang des Herrn Rat beobachtet worden, und — wie mochte das damit zusammenstimmen, daß nun das Madel mitten im Monat und mit verweinten Augen und rotem Gesicht, den Koffer in der Hand aus dem Hause ging?

Josepha stand auf der Straße, und jetzt, wo sie doch irgendwohin gehen mußte, fiel es ihr erst ein, daß es überhaupt keinen Ort gab, zu dem sie sich wenden konnte.

„Jessas, das Sepherl und mit an Koffer? Will der Herr Rat gar verreisen im Winter?"

Es war die dicke Kantinenwirtin, mit der sie bisweilen von den Bergen gesprochen hatte, wenn der Schenker ein neues Faß anstach und sie dem Regierungsrat sein Bier holte.

Josepha sah auf. Sie war in so verzweifelter Stimmung, daß ihr nun alles egal war. „Na, aber außigschmissen habens mi!"

„Dös wär g'lacht, wo die Rätin doch so zufrieden war? Kimmens mal mit eini, jetzt ist stille Zeit, dös müssens mir sagen."

Josepha wußte nicht, ob es nur Neugier oder Teilnahme war, was aus der Frau sprach, aber — diese war ja die einzige, die Mitleid mit ihr hatte, und — sie mußte irgend einen Menschen haben. Dann saßen sie in dem halbdunklen, fahlen Raum, der immer nach alten Bierneigen roch und dessen blankgescheuerte Tische jetzt vollkommen leer waren, in einer Ecke, und Josepha erzählte. Nicht alles. Gewiß nicht! Sie hätte es nicht ertragen können, wenn noch jemand den Xaver einen Mörder genannt hätte. Aber — von der Gams sprach sie, und daß der Xaver in der ersten Erregung über die Grenze geflohen sei, sich dann aber in seiner Heimat gestellt hätte. Und — daß er ein Zusammentreffen mit einem Grenzjäger hatte.

Die Frau nickte und fragte nicht. War ja selbst aus den Bergen und wußte, daß viele in der Ecke hinterm Schrank einen heimlichen Stutzen hängen haben und — wer aus Mittenwald ist, der weiß auch, daß mancher, der sich für einen ehrlichen Mann hält, sich kein Gewissen daraus macht, wenn's gerade trifft in einer Winternacht, mit einem Packerl über die Grenze zu schleichen, ein paar Groschen zu verdienen, und daß es ihm geschehen kann, daß ihn der Grenzjäger erwischt.

„Is net so schlimm! Glaub Ihna schon! I hab an Blick für die Menschen, und — der Herr Schwedler ist halt a alter Beamter und denkt streng — wanns net weiter was war als a Vorladung, daß Sie den Xaver sehn sollten — aber —."

Josepha dachte in diesem Augenblick gar nicht daran, daß der Rat die Vorladung in seiner Wut zerknittert und zur Erde geworfen hatte und daß sie das Papier hatte liegen lassen.

„Frau Gstattler, wissens denn gar keine Stellen für mi? I möcht net heim! Sie müssen den Xaver ja freilassen, und i will doch warten auf ihn, daß er mi glei sieht, wann er herauskommt."

Die Frau überlegte. „Ist's Eahna gleich, was für Arbeit machen?"

„Wenn ich nur Brot hab und a Dach überm Kopf."

„Wissens was, drüben in der Brauerei, da werden immer Madeln gebraucht zum Fässerwaschen und Säubern. Würdens das wollen? Und — wohnen könnens in der Brauerei net, die bezahlen nach der Stund, aber, wanns mit an klanen Kammerl vorliebnehmen? Und essen könntens ja in der Kantinen." Die Frau hatte schnell überrechnet, daß sie ein paar Mark an der leeren Kammer verdienen konnte.

„Ich wäre ja froh!"

„Dann will i amal auf'n Hof und sehn, ob i den Bräumeister sprechen kann." Sie ging am Schanktisch vorbei und durch eine Tür auf den großen Brauereihof. Hier roch es nach Malz aus der Mälzerei und nach dem Teer, mit dem eine Rotte „Haberfelderer", wie die niedersten Arbeiter genannt wurden, die gereinigten Fässer ausstrichen.

„Grüaß Gott, Herr Bräumeister!"

Groß, stark, breitbeinig und seiner Würde bewußt stand der Mann mitten im Hof und dirigierte mit „Feldherrnblick" seine Arbeiter.

„I hab da a fixes, starkes Madel, dös gern als Zuspringmadel eintreten möcht."

„Her mit der Dirn!" Josepha wurde gerufen, und einen Augenblick ließ der Gewaltige seinen Blick auf ihr ruhen. „Acht Stunden Arbeit — vierzig Pfennig die Stunde. Wanns wollen, kommt net an auf ane mehr, ist eh viel Arbeit bei die durstigen Zeiten."

„Ich will gern."

„Gangens aufs Kontor, gebens Ihr Papierl ab, Montag könnens antreten."

Josepha wußte nicht, wie sie der Frau danken sollte, und der Bräumeister war schon gegangen.

„Is net schlimm. Täglich gehen und kommen welche. Wer an bessern Dienst find, bleibt net, denn leicht ist's a net. Aber — in derer Not frißt der Deibel Fliegen."

Es war Sonnabend vormittag, als der Krach beim Regierungsrat sie auf die Straße gesetzt hatte. Nun ging sie in das Kontor, der alte Buchhalter nahm gleichgültig ihre Invalidenkarte, die der Rat ihr zugeworfen. Nach

einem Zeugnis oder dem Grund des Austritts fragte er gar nicht. Was brauchte eine Faßwäscherin mit täglicher Entlassung ein Zeugnis?

Auch von der Arbeit konnte sie nichts mehr sehen, denn am Sonnabend war um Mittag schon Schluß, und der Hof sah ganz sauber aus. Der Herr Bräumeister hielt auf Ordnung.

Als Josepha nun in der kleinen, düsteren Kammer saß, die ihr Frau Gstattler angewiesen, einem engen, dumpfigen Loch, zu dem von der Schankstube eine kleine, ausgetretene Treppe hinaufführte, und deren Fenster auf den Hof hinausging, der immer nach Malz und Teer roch, kamen ihr erst die Tränen, und sie weinte sich ordentlich aus.

Die harten Worte des Rats brannten auf ihrer Seele und hatten ihr Ehrgefühl verletzt. Aber — was sollte sie tun?

Dann gelang es ihr, sich zu beruhigen. Was es doch für gute Menschen gab! Die gute Frau Gstattler! Sie zählte ihr Geld — nun hatte sie fast so viel, wie das Reisegeld in die Heimat kostete!

Wie sie wieder die Sehnsucht überkam! Dann dachte sie an Xaver! Jessas! Sie hatte ja das Papier vom Gericht nimmer! Sollte sie noch einmal —! Na! Zu dem Rat ging sie nimmer. Schließlich — einen Nachmittag in der Woche hatte sie frei, so sagte die Frau Gstattler, und die mußte es wissen. Dann fuhr sie hinaus — es mußte ja wer da sein, der Antwort gab, wenn sie sagte, daß sie das Papier verloren und fragte, wann sie denn kommen dürfe

Am Sonnabend abend und am Sonntag war viel zu tun in der Kantine. Ehrensache war's, daß die Bräuburschen auch das eigene Bier tranken.

Fröhlich und laut gings zu in dem Schankraum. Da klangen die Zithern und gesungen wurde dazu! Es wurde der Josepha ganz warm um das Herz, denn es waren ja alle die Lieder, die sie vom Xaver gehört hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Grundsätzliches zum Schwingenflug.

Kann der Mensch einst wie ein Vogel fliegen?

Von Professor Dr. Werner Schmeidler-Breslau.

(Flugtechnisches Institut der Technischen Hochschule.)

Seit Jahrtausenden träumt der Mensch davon, sich mit Flügeln wie ein Vogel in die Luft zu erheben. Wenn heute auch unser Flugwesen anders, mit starren Flügeln und Propeller, arbeitet, lohnt es sich doch, auch den Schwingenflug weiter zu erforschen. Professor Schmeidler hat in dieser Richtung einen Aufsehen erregenden Fortschritt erzielt. Die Schriftleitung.

In den nachstehenden Zeilen will ich versuchen, ein Bild der durch das Wort „Schwingenflug" bezeichneten Aufgabe zu geben. Ich tue das um so lieber, als anläßlich eines von mir in der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt gehaltenen Vortrages Berichte erschienen sind, welche die Meinung aufkommen lassen könnten, als sei diese Aufgabe heute schon gelöst. Das ist nicht der Fall.

Ein gewisser Fortschritt gegen früher konnte allerdings erzielt werden, aber dieser ist vor allem theoretischer Natur und erst in zweiter Linie von praktischer Bedeutung. Es ist nämlich gelungen — und ich habe in dem erwähnten Vortrage versucht, dies im einzelnen auseinanderzusetzen —, über die beim Schwingenflug auftretenden Kräfte und Bewegungen gewisse mathematische Gesetzmäßigkeiten zu entwickeln, die für den Konstrukteur von Bedeutung sein können. Dem Fachmann ist es geläufig, aber auch dem Laien wird es einleuchten, daß es schon für den gewöhnlichen Flugzeugtyp von entscheidender Bedeutung sein muß, die Kräfte recht genau zu erforschen, die von der Luft aus auf eine in ihr fortbewegte Tragfläche ausgeübt werden. In der Tat hängen von diesen Kräften die Flugeigenschaften des betrachteten Flugzeugs entscheidend ab.

Während nun diese Untersuchung der Luftkräfte für den gewöhnlichen starren Flugzeugtyp durch jahrelange theoretische und experimentelle Forschungen weitgehend gefördert ist, steckt die Untersuchung schwingender Flügel noch in den Anfängen. Hiermit hängt aufs engste die Unsicherheit zusammen, die sich in der Beurteilung der Aussichten für die Übertragung des Vogelfluges auf die für Menschen erforderliche Größenordnung immer wieder gezeigt hat. Exakte Aussagen darüber, ob das „Menschenkraftflugzeug" in der Form eines Schwingenflugzeugs möglich ist oder nicht, sind nur auf Grund entsprechender Kenntnisse über die Luftkräfte an schwingenden Flügeln möglich.

Meine im Versuchsflugzeugbau der Technischen Hochschule Breslau darüber angestellten Untersuchungen haben mich zu der Überzeugung geführt, daß man bisher die Aussichten des Schwingenflugzeugs zu pessimistisch beurteilt hat. Ich will versuchen, das zu erläutern:

Durch die schwingende Bewegung eines Vogelflügels entstehen ein Vortrieb und ein Auftrieb. Soll ein Horizontalflug zustandekommen, so muß der Auftrieb so groß sein, daß er das Gewicht des Vogels gerade trägt, und der Vortrieb muß genügen, um den bei der vorhandenen Geschwindigkeit entstehenden Luftwiderstand zu überwinden. Je größer der Vortrieb ist, um so größer wird die Fluggeschwindigkeit werden, und um so größer wird hierdurch wiederum der Auftrieb.

Die entscheidende Aufgabe bei der technischen Nachahmung des Schwingenfluges wird also darin bestehen, den Vortrieb so groß wie möglich zu machen.

Es ist mir nun gelungen, den maximalen Vortrieb, der bei einer bestimmten Spannweite, bei einer bestimmten Größe des Ausschlages und bei einer vorgegebenen Schwingungszahl theoretisch möglich ist, näherungsweise, aber, wie ich hoffe, genau genug zu berechnen. Zugleich hat sich dabei auch eine Vorschrift darüber ergeben, wie ein Flügel beschaffen sein und wie er bewegt werden muß, wenn dieser günstigste Vortrieb herauskommen soll. Ist dies auch einstweilen noch Theorie, so enthält es doch Fingerzeige für den Konstrukteur; es weist den Weg, den man gehen sollte, um zum Ziel zu kommen.

Vor allem aber ergibt sich folgendes: Wenn es gelingt, diesen theoretischen Vortrieb zu erreichen, so kann man nachweisen, daß das Verhältnis der pro Sekunde geleisteten Nutzarbeit zu der pro Sekunde hineingesteckten Energie wesentlich günstiger ist, als man dies bisher vermutet hatte. Dieser Punkt ist entscheidend; ist doch der Wirkungsgrad einer Maschine diejenige Größe, die angibt, welcher Stand der Vollkommenheit erreicht ist.

Sollte es sich bewahrheiten, daß ein Wirkungsgrad von über 90 Prozent erreichbar ist, so würde damit auch das Problem des Menschenkraftflugzeugs in ein neues Stadium treten. Da nämlich nachgewiesen ist, daß von Sportleuten z. B beim Rudern für kurze Zeit eine Leistung von 2,5 PS zustandegebracht worden ist, da andererseits die zum Fliegen erforderliche Leistung weniger als 2 PS beträgt, so besteht bei einem Wirkungsgrad von über 90 Prozent durchaus die Möglichkeit des Menschenfluges mit eigener Kraft, besonders natürlich dann, wenn man zwischendurch zur Erholung die unterstützenden Wirkungen von Aufwinden mit heranziehen kann, wie der Segelflug uns das gelehrt hat.

Man wird die Frage stellen, welches nun diese Vorschrift über die Beschaffenheit und die Bewegung eines solchen optimalen Flügels ist. Sie drückt sich in einer mathematischen Gleichung aus, welche die Flügeltiefe (d. h. die Ausdehnung des Flügels in Flugrichtung an einer beliebigen Stelle) mit dem Anstellwinkel des betreffenden Tragflügelelements gegen die anströmende Luft

verknüpft. Genaueres darüber kann man in meinem demnächst in der „Luftfahrtforschung" erscheinenden Vortrage nachlesen. Der leitende Gedanke ist dabei, Form und Bewegung der Flügel so zu gestalten, daß möglichst wenig Wirbelung in der den Flügel umgebenden Luft entsteht. Diese Luftwirbel sind nämlich Energieverzehrer und erzeugen Widerstand.

Ein Detektiv packt aus . . .

Kleines Interview von G. M. Beckmann.

Wir sitzen im Wartesaal zweiter Klasse des Bahnhofs und warten auf den nächsten Zuganschluß. Der Berufsdetektiv rührt nachdenklich in seinem Grogglas. „Ja", meint er dann, „man hat's nicht leicht!"

„Als Detektiv? Oder wie meinen Sie es sonst?"

„Augenblicklich meine ich: als Reisender!" antwortet er, „denn etwas anderes bin ich seit Wochen schon nicht mehr. Ich fahre von Stadt zu Stadt und halte Vorträge, um die Einheitsorganisation der Berufsdetektive zu fördern."

„Versprechen Sie sich etwas davon?"

„Jeder deutsche Privatdetektiv muß in Zukunft organisiert sein!" lautet die Antwort. „Im Zuge der Neugestaltung der Berufe hat das Amt für den Ständischen Aufbau in Berlin den „Reichsbund Deutscher Detektive" in Berlin als die einzige Berufsvertretung des Detektivs anerkannt, und jetzt handelt es sich darum, in den verschiedensten Städten für den neuen Gedanken zu werben und die Auflösung der alten Verbände so schnell wie möglich vorzubereiten."

„Schreitet die Arbeit vorwärts?"

„Und ob!" ist die Antwort. „In fast allen großen Städten sind die Detektive schon übergetreten, so daß die alten Verbände — manchmal drei und noch mehr — abgebaut werden können."

„Bringt diese bevorstehende Zwangsorganisation der Detektive auch Vorteile für das Publikum?" ist meine nächste Frage.

„Gerade für das Publikum!" antwortet mir der Detektiv. „Sehen Sie doch einmal an, was für Kerle da manchmal herumlaufen und sich als Detektive ausgaben! Oft hatten sie von den Aufgaben eines ehrlichen Detektivs überhaupt keine Ahnung, arbeiteten mit dunklen Winkeladvokaten zusammen, ließen sich zu Vertuschungen verleiten, boten ihr belastendes Material nach beiden Seiten an, und wer den höchsten Preis dafür bezahlte, bekam es dann. Was für tolle Dinger hat man in Ehescheidungssachen schon erlebt, wie oft schon haben sogenannte Privatdetektive eine üble Rolle in ihnen gespielt! Aber damit ist es jetzt vorbei. Man kann solche Fehltritte nicht einem ganzen Beruf zur Last legen, und wenn nun die Zwangsorganisierung der Berufsdetektive durchgeführt ist, untersteht damit jeder deutsche Privatdetektiv den Berufs- und Ehrenbestimmungen, die von den Ämtern des Staates überwacht werden."

„Das bedeutet allerdings einen gewaltigen Schritt vorwärts!"

„Ganz bestimmt", sagt der Detektiv, „der ungesunde Wettbewerb auf geschäftlich und moralisch fauler Grundlage wird ausgeschaltet, und wer in Zukunft sich einen Detektiv sucht, weiß dann, daß er Vertrauen fassen kann. Ohne Vertrauen ist der Beruf des Privatdetektivs undenkbar. In die dunkelsten Privatgeheimnisse erhält er Einblick, und wenn man ihm nicht restlos vertrauen darf, sondern im Gegenteil vielleicht auch noch befürchten muß, daß er gelegentlich aus der Schule plaudert, um auch auf der gegnerischen Seite „zu ziehen", dann ist es natürlich ganz aus, dann ist kein Geschäftsmann mehr seiner Geheimnisse sicher."

„Nun, das hört also jetzt mit der Neugestaltung des Berufsausbaus auf!"

„Ja, und das wurde auch endlich Zeit. Vergessen Sie doch nicht, daß sich die überwältigende Mehrheit der deutschen Detektive aus anständigen Menschen zusammensetzt, die einem verdammt schweren Beruf nachgehen, wenn sie Tag und Nacht bei jedem Wind und Wetter Leute beobachten müssen und manchmal tagelang nicht zum Schlafen kommen. Mag sein, daß der Beruf des Detektivs in Amerika anrüchig geworden ist — aber wir haben ja auch keinen Al Capone und leben nicht in Amerika . . ."

Nein, wir leben glücklicherweise nicht in Amerika, das kann man wohl sagen. Mit der neuen ständischen Einheitsorganisation wird der deutsche Detektiv zu einem vollbewußten Berufsträger, der weiß, was er sich und dem Staat schuldig ist. Man braucht dann nicht zurückzuschrecken, wenn man auf das kleine Emailleschild stößt: „Privatdetektiv — Beobachtungen — Ermittlungen . . ."



Bunte Chronik



Junge Engländerin entdeckt untergegangene Kultur.

Sensationelle Spuren einer untergegangenen weißen Bevölkerung entdeckte kürzlich eine junge Engländerin von 23 Jahren auf einer noch ziemlich unbekannten Inselgruppe an der Küste von Italienisch-Somaliland. Diana Powell ist die Tochter eines englischen Majors, ihr Vater genießt gleichzeitig als Anthropologe einen bedeutenden Ruf. Bei einem Besuch der italienischen Kolonie hörte die junge Engländerin allerlei Erzählungen der Eingeborenen über eine untergegangene weiße Rasse, welche vor Jahrhunderten auf den Küsteninseln gelebt haben sollte. Das Interesse der jungen Dame war wach geworden. Von der Küste aus sah sie die Inseln liegen, die heute völlig unbewohnt sind und nur von Fischern gelegentlich betreten werden. Diana Powell bestieg eines Tages ein Kanoe, wie es die Eingeborenen in dieser Gegend benutzten, und erreichte mit ihm die Insel Kwayma, die größte der dem Festlande vorgelagerten Inselgruppe. Der Eingeborene, der das junge Mädchen im Kanoe begleitete, weigerte sich, an Land zu gehen, indem er erklärte, auf der Insel hausten allerlei böse Geister.

Also ging die junge Forscherin allein auf ihre Erkundungsfahrt aus und entdeckte zu ihrer größten Überraschung auf der einsamen Insel inmitten einer dschungelartigen Vegetation und von dieser fast völlig überwuchert Ruinenreste, die unverkennbare Anzeichen einer früheren weißen Zivilisation tragen. Da war eine Art Tempel mit den Resten eines Kuppelbaus, von Mauern und Türmen umgeben. Von Schlingpflanzen überwuchert fanden sich Monumente, die einmal hoch emporragten in dem fremden Heiligtum, vor allem aber sah die junge Engländerin Bauten, die rein gotische Fensterbogen und Gewölbe aufwiesen, und außerdem noch ein seltsames halbrundes Bauwerk von etwa zehn Stockwerken Höhe, das unverkennbar an das Colosseum in Rom erinnert. Miß Powell hat mehrere hochinteressante photographische Aufnahmen von ihrer Entdeckungsfahrt mit heimgebracht und sie dem italienischen Gouverneur vorgelegt. Der Gouverneur selbst glaubt, daß die Ruinen romanischen Ursprungs sein müßten und wahrscheinlich von einer Expedition erbaut wurden, die vor Jahrhunderten einmal von Alexandria ausging und verschollen war. Die jugendliche Forscherin beabsichtigt, auch die übrigen Inseln der Gruppe noch einer eingehenden Durchforschung zu unterziehen. Im Herbst dieses Jahres wird voraussichtlich eine Gruppe englischer Wissenschaftler sich ebenfalls nach den Inseln begeben, um das Geheimnis der seltsamen Ruinen zu entschleiern.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.